

J. J. Preyer

Ludwigsmord

Krimi

verlags
haus
hernals

verlagshaus hernals

Die Handlung, Namen und Personen dieses Romans
sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind reiner Zufall und keinesfalls beabsichtigt.

Copyright © Verlagshaus Hernal, Wien 2011

Alle Rechte vorbehalten.
www.verlagshaus-hernal.at
Grafik: Johannes Ebner
Satz: b+R satzstudio, Graz
ISBN 978-3-902744-09-8

I

WÄLSUNGENBLUT

Bettina Rath tippte die Nummer ihres Bruders in die Tastatur des Mobiltelefons und wartete. Wartete viel zu lang. Horst, der sonst immer für sie erreichbar war, hatte sein Handy abgestellt. Horst entglitt ihr.

Sie wusste, wie sie ihn dennoch erreichte. Über das Schwesternzimmer der Klinik.

„Bist du verrückt, in dieser entscheidenden Phase dein Telefon abzustellen. Ich muss mich auf dich verlassen können“, fauchte sie ihren Bruder an, als sich dieser endlich meldete.

„Ich weiß nicht. Mir ist das zu riskant“, zögerte dieser.

„Wir haben alles durchgeplant. Es kann nichts schief laufen. Die Drecksarbeit hier erledige ich und du weißt, was du zu tun hast.“

„Ich habe gar nichts geplant, das ist alles deine Idee.“

„Er hat dir Valerie genommen, er betrügt uns und er entfernt sich von uns. Dein Freund Ludwig, mein Mann.“

„Wir haben doch genug Geld.“

„Es geht nicht nur um die Lebensversicherung. Obwohl sie natürlich Bedeutung hat. Du bist auf deinem Posten, wenn wir kommen.“

„Okay. Über den Rest reden wir noch.“

Reden wir noch. Was für ein törichtes Geschwätz. Reden, reden, reden.

*

Samstag, 24. Juli, 23:15 Uhr

Die hellen Stimmen drangen gedämpft in sein Bewusstsein. Es war ihm, als ob sich zwei Frauen stritten.

„Er braucht Ruhe nach den Anstrengungen der letzten Tage“, hörte er eine warme, sanfte Stimme sagen.

„Entschuldigen Sie, Frau Nadas! Die Ärztin bin wohl ich!“, fuhr Bettina Rath aufgebracht die um einige Jahre jüngere Sängerin der Brünnhilde an. „Ich sehe den Zusammenbruch meines Mannes nicht so locker wie Sie. Da steckt mehr dahinter als ein Kreislaufkollaps nach einer misslungenen Premiere.“

„Misslungen! Von misslungen kann keine Rede sein!“, protestierte Frank Simonis, der Regieassistent. Einige weitere Mitglieder des Opernensembles, die von den Wirtschaustischen aufgestanden waren, gaben ihm zaghaft recht.

Sie hatten sich versammelt, die Premiere von Wagners *Walküre* zu feiern.

„Wie auch immer“, entschied Bettina Rath, die Frau des Regisseurs. „Mein Mann wird in den nächsten Tagen nicht zur Verfügung des Festspielhauses stehen.“

Die Ärztin beendete mit diesen Worten die Untersuchung ihres ohnmächtigen Mannes, der auf den Holzdielen der Gastwirtschaft *Zum Deutschen Kaiser* lag, erhob sich und begann das hellblonde Haar zu ordnen, das in langen Strähnen über ihr blasses Gesicht hing.

Zwei Männer von der Ambulanz legten den schlanken, beinahe zierlich wirkenden Mann auf eine Trage.

Als sie Ludwig Rath aus dem Saal hinaus zum Rettungswagen transportierten, vernahm er noch die harschen Abschiedsworte seiner Frau an die Versammelten: „Sie können ja Ihren großen Erfolg ohne ihn begießen.“

Er wollte etwas sagen, öffnete den Mund, konnte jedoch nur dumpf stöhnen. Eine weiche, warme Hand ergriff seine Rechte, dann hörte er seine geliebte Valerie sagen: „Die Premiere war kein Misserfolg. Ludwigs Mut, neue Wege zu gehen, hat endlich frischen Wind in diese

stickige Kleinstadt gebracht. Frischen Wind, an den sich die Opernbesucher wohl noch gewöhnen müssen. Und nicht nur die.“

Samstag, 24. Juli, 16:30 Uhr

Im Zentrum der Bühne stand dunkel und bedrohlich ein gewaltiger Baumstamm, dessen Äste sich weit in das Auditorium erstreckten. Das schwarze Gerippe der Weltenesche Yggdrasil beherrschte den Bühnen- und Zuschauerraum des Festspieltheaters. Gegen den hellen Hintergrund wirkte es wie ein Röntgenbild.

Das bewegte Vorspiel des Orchesters bereitete das Premierenpublikum auf ein heftiges Gewitter vor, mit dem die erste Szene begann. Laserblitze zuckten durch die kahlen Äste des Baumes und bahnten sich den Weg bis über die Köpfe der Zuschauer, sodass manche von ihnen mit Unbehagen nach oben blickten.

Ludwig Rath, der 42-jährige Regisseur der Aufführung, beobachtete das Geschehen von der Loge des Intendanten aus, wo er mit seiner Frau Bettina und dem Leiter der Festspiele Platz genommen hatte. Sein Assistent Frank, der in den letzten Wochen seine Ideen in Taten umgesetzt hatte, war ihm auch jetzt nicht von der Seite gewichen.

Zum ersten Mal verfolgte Ludwig Rath seine Inszenierung aus der Sicht des Publikums. Er war angespannt, weil er nicht wusste, wie die Zuschauer auf seine Regieeffekte reagieren würden.

Auf der Bühne wurde im grellen Schein der Blitze eine spärlich bekleidete junge Frau sichtbar, die sich wie eine paarungswillige Katze auf dem Bühnenboden wälzte. Die lasziven Bewegungen der Sängerin Nora Frank in der Rolle von Sieglinde ließen die Premierengäste unruhig wer-

den. Schließlich erhob sie sich und tanzte vor einem Spiegel, der jede ihrer Bewegungen reflektierte.

Bei genauerem Hinsehen wurde eine zweite, männliche Gestalt, hinter dem Spiegel sichtbar, die exakt den Bewegungen der Sängerin folgte und schließlich, begleitet von einem beinahe schmerzhaft hellen Blitz, aus dem Rahmen sprang. Siegmund, Sieglindes Zwillingsbruder, umarmte die lang vermisste Schwester im Tanz.

Sieglinde bot dem vermeintlich Fremden, dessen Anblick sie tief bewegte, zu trinken an. Er war ihr irgendwie vertraut, sie schien ihn zu kennen, von Anbeginn, und ihm erging es ebenso. Die beiden betrachteten einander mit wachsendem Gefallen. Mit dem Gefallen wuchs die Lust.

Aus dem Munde Siegmunds tönten die Worte:

*Braut und Schwester bist du dem Bruder –
so blühe denn, Wälsungen-Blut!*

Zum Klang des *Ritts der Walküren*, der eigentlich erst für den Beginn des dritten Aufzugs vorgesehen war, sanken Bruder und Schwester zu Boden, auf die Wurzeln der Weltenesche. Ihre Leiber vereinigten sich in windenden Bewegungen.

Auf eine Leinwand hinter dem Baum wurde der Helikopterangriff der Amerikaner auf die Vietnamesen aus Coppolas *Apocalypse Now* projiziert. Nicht in Farbe, wie im Kinofilm, sondern in einer schwarz-weißen Version, die zudem noch ins Negativ transponiert worden war, sodass er – wie die Weltenesche – einem Röntgenbild glich. Die Musik war unterlegt mit Hubschraubergeräuschen, Hundegebell und Glockenläuten, bis am Schluss der Szene Sieglinde in höchster Lust aufschrie.

Ludwig Rath fühlte die wachsende Unruhe des Publikums. Einige Buhrufe ertönten, jemand piffte. Dann Stille, atemlose Stille während der folgenden Szene.

Siegmund hatte die Bühne verlassen. Sieglinde wand sich weiterhin auf dem Bühnenboden. Nun in den Wehen einer Geburt, an deren Ende eine weiß gekleidete, in ihrer Haartracht dem Bayernkönig Ludwig ähnelnde Gestalt, blutverschmiert zwischen ihren Schenkeln hervorglitt: die Geburt des Helden Siegfried, des Sohnes der Geschwister.

Noch unsicher taumelte der Mann weg von seiner Mutter, ergriff das Schwert des Vaters und stieß es in den Stamm der Esche.

Rote Flüssigkeit sickerte aus deren Rinde und breitete sich auf dem Bühnenboden aus. Siegfried entkleidete sich und begann sich in dem Blut zu wälzen.

Eine dunkle Gestalt näherte sich dem Baum und dem Schwert, zog es heraus und stieß es dem Helden in den Rücken.

Ein schriller Pfiff, der durch den Zuschauerraum gellte, ließ Ludwig Rath zusammensucken. Protest an dieser Stelle überraschte ihn, hatte er doch bewusst darauf verzichtet, die Parallelen zu König Ludwigs rätselhaftem Tod stärker herauszuarbeiten. Obwohl es ihn gereizt hätte, seinen Siegfried von hinten erschießen oder in einem Tümpel voll Blut ertränken zu lassen. Er war wieder einmal auf halbem Wege stehen geblieben, hatte zu viel Rücksicht genommen und wurde trotzdem geprügelt. Oder gerade deshalb.

Bettinas Ablehnung seiner Arbeit spürte er körperlich. Er musste nicht zu ihr hinschauen. Der feindselig-scharfe Geruch ihres sündteuren Parfums, das sie an Stellen trug, die er sich gar nicht vorstellen wollte, brannte in seiner Nase.

Ludwig Rath wusste, was in solchen Situationen zu tun war. Seit Kindertagen besaß er die Fähigkeit, unangenehme Situationen auszublenden, indem er abtauchte in eine

Welt der Fantasien. Er konnte sich in belebte Bilderwelten zurückziehen, die er eines Tages in die Realität der Bühnenwelt hereinholte, wenn sie sich dafür eigneten.

Gelernt hatte er die Flucht vor der rauen Wirklichkeit in Kindertagen von seinem Taufpaten. Sein Wahnlonkel Peter hatte Zeit für ihn gehabt, wenn die Eltern unterwegs und beschäftigt waren. Er war mit ihm im Wald unterwegs, im Perlacher Forst. Und er erzählte ihm Geschichten, an die sich der Junge erinnern konnte, wenn ihm langweilig war oder wenn er sich fürchtete, ganz allein in seinem Zimmer. Oft handelten die Erzählungen von dem unglücklichen Märchenkönig, dem Rath seinen altmodischen Vornamen verdankte.

Die Geschichten, die Bilder seiner Fantasie, halfen Ludwig über die erste große Katastrophe seines Lebens hinweg, als die gewohnte Welt der Familie Rath zusammenbrach, als Frost die Wiesen der Kindheit überzog, als Onkel Peter aus seinem Leben verschwand, als die Eltern sich veränderten, als ihm sein Vater fremd wurde und die Mutter versteinerte.

Der Vater hatte Ludwigs *zwecklose Fantastereien* mit Argwohn verfolgt. Er selbst war ein streng logisch denkender, planender Mann gewesen. Weil aber Ludwig trotz aller Träumereien in der Schule keine Probleme hatte, ließ er ihn gewähren.

Ludwig Rath erinnerten die Proteste des Publikums an diesen Punkt seines Lebens, an dem mit einem Mal alles anders geworden war. Für ihn bedeuteten die Buhrufe nicht nur Kritik, sie gingen tiefer. Die Ablehnung reichte bis an die Wurzeln seiner Person, schien seine Existenz in Frage zu stellen.

Er versuchte sich in angenehmere Bilder zu flüchten, in Erinnerungen, an denen er sich aufrichten konnte, um

diese verdammte Premiere irgendwie zu überstehen. Aber es gelang ihm nicht. Er sah und fühlte nichts. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Erinnerung an unangenehme Situationen wachzurufen. Auch das schuf Distanz zur Gegenwart.

Er dachte zurück an einen Sommernachmittag im Freibad. Das Wasser war ziemlich kalt. Er schwamm schnell, um nicht zu frieren. Vor ihm Bettina, die plötzlich verschwand. Etwas zog ihn nach unten, er verlor sich in der gleißenden Helligkeit des eisigen Wassers. Es gab kein Oben, kein Unten. Er konnte nicht atmen.

Der kühle Mantel des Erinnerns legte sich um ihn und schützte ihn für den Rest der über vier Stunden dauernden Aufführung.

Die Zuschauer beruhigten sich. An manchen Stellen gab es sogar Applaus für die Leistungen der Sänger, bis, ja bis unter den Schlussakkorden des Orchesters die Weltenecke zu beben und zu wanken begann. Ein riesiger Ast löste sich aus ihrer Krone, stürzte auf den Sänger des Wotans und begrub ihn und die schlafende Brünnhilde auf dem Bühnenboden.

Ein Aufschrei ging durch das Publikum. Männer und Frauen sprangen von ihren Sitzen hoch, um auf die Bühne zu eilen und den Sängern zu helfen.

Doch von Stahlseilen nach oben gezogen, hob sich der Ast vom Boden und nahm seinen ursprünglichen Platz ein. Die Sänger standen auf und verließen die Bühne.

„Phantom der Oper, Phantom der Oper ...“, riefen Männer und Frauen in empörten Sprechchören. Schrille Pfeife gellten durch den Zuschauerraum.

Ludwig Rath spürte die kritischen Blicke des Intendanten von der linken Seite wie eine Brandwunde an seinem Kopf. Hatte ihn dieser nicht mehrmals davor ges-

warnt, diese Idee umzusetzen! Ein Bühnentrick, dessen Verwirklichung außerdem nicht gerade preiswert war. Seine Frau Bettina blickte wie erstarrt auf die Bühne. Ihre wasserhellen Augen wirkten auf ihn wie aus Glas gegossen. Sie zuckte nicht einmal mit den Lidern, schien nicht zu atmen.

Der schützende Mantel der Fantasie war ihm entglitten. Nackt war er in der realen Welt gelandet. Er verließ schnell die Loge, um am Ende der Aufführung seiner Truppe aus Sängern und Tänzern hinter der Bühne beizustehen.

Kräftigen Beifall gab es erst, als sich das gesamte Ensemble verbeugte, auch den Dirigenten beklatschte man.

Beim Auftritt des Regisseurs wurde es still. Einige wenige Zuschauer applaudierten zaghaft, dann brach ein Gewitter von Buhrufen und Pfiffen über ihn herein.

Der Protest verebbte, nachdem sich die Sängerin der Brünnhilde an seine Seite gestellt, ihn umarmt und geküsst hatte, sich ihr die übrigen Sänger angeschlossen hatten. Die Missfallenskundgebungen von Teilen des Publikums wichen einem sanften Applaus, der wie milder Sommerregen in dem alten, heißen Festspielhaus wirkte.

*

Samstag, 24. Juli, 22:00 Uhr

„Ein Notfall im *Bayerischen Hof*. Ich bin Ärztin. Machen Sie schnell!“

Mit dieser List war Bettina Rath vor allen anderen in ein Taxi gestiegen und wurde weggebracht aus dem schrecklichen Theater, aus der furchtbaren Premierenvorstellung.

Im Hotelzimmer wechselte sie die Kleidung. Das Mieder, das ihre ohnehin schlanke Taille betonte, behielt sie

an. Sie brauchte etwas, das ihr Halt gab, in diesen Tagen des Chaos.

Bettina Rath's Welt war in Gefahr. Alles um sie herum veränderte sich viel zu schnell. Es war ihr kaum möglich, die Übersicht zu wahren, die nötigen Schritte rechtzeitig zu planen und zu setzen.

Ludwig entglitt ihr, seit er sich dieser Sängerin zugewandt hatte. Dabei war sie es, die die beiden miteinander bekannt gemacht hatte.

Auch der Bruder entfernte sich von ihr. Horst hatte Probleme in seinem Leben entdeckt, für deren Bewältigung er nicht den Rat der Schwester suchte. Nein, Horst ging neuerdings zu einem Psychotherapeuten.

Bettina war irgendwo ein Fehler unterlaufen. Wo genau, konnte sie nicht sagen. Aber sie würde es schaffen, die Lage wieder überschaubar zu machen. Das war ihr bisher immer gelungen. Sie musste die Zügel in die Hände nehmen, durfte keine Schwäche aufkommen lassen. Schwäche bedeutete Tod.

Sie öffnete ihre Arzttasche und entnahm ihr ein Fläschchen mit blau-weißem Etikett. Das Mittel würde ihren Mann einbremsen. Der Träumer, der sonst andere für sich handeln ließ, war überaktiv geworden. Das störte. Jeder auf seinem Platz. Die Welt musste überschaubar bleiben.

Alle sollten seinen Zusammenbruch sehen, nach der verunglückten Premiere. Sie würde ihn wieder einmal retten.

*

„Ich bin keineswegs leichtfertig mit dem Libretto Wagners umgegangen“, erklärte der Regisseur einem Reporter des Bayerischen Fernsehens, nahm seine randlose Brille ab und verstaute sie vorsichtig im Lederetui. Ohne seine Lese-

hilfe konnte der seit Kindertagen weitsichtige Regisseur kaum das Handy bedienen. Bei der Zeitungslektüre hätte er sich auf die Schlagzeilen beschränken müssen. „Man kann auch bei Wagner nicht im 19. Jahrhundert stehen bleiben“, setzte Ludwig Rath die Verteidigung seiner Arbeit fort. „Wir dürfen nicht so tun, als ob es das zwanzigste nie gegeben hätte, an dessen Beginn Sigmund Freud stand, in dem Wagners Ideen und seine Musik vom Nationalsozialismus missbraucht wurden.“

Die Fernsehleute hatten Ludwig Rath in die Mittelloge des Festspielhauses gebeten, von der die Kamera auch einen Teil des nun leeren Zuschauerraumes und die Bühne erfassen konnte.

„Dennoch bedeutet es in Ihrem Fall radikalen Wandel. Ludwig Rath war der Musikwelt bisher als besonders bedachter, um nicht zu sagen, konservativer Regisseur bekannt, der das Publikum nicht mit Experimenten überfordert.“

„Menschen machen neue Erfahrungen, Menschen ändern sich und so ändert sich ihre Einstellung“, sagte Ludwig Rath mit einem leichten Lächeln auf den Lippen.

Er dachte an Valerie Nadas, die Darstellerin der Brünnhilde, in die er sich bei den Proben verliebt hatte. Die jüngere Frau hatte ihm den Mut gegeben, sein eigenes Leben und auch Wagner und dessen Werk mit neuen Augen zu sehen.

„Was hat Sie dazu gebracht, das heikle Thema *Inzest* in das Zentrum Ihrer Inszenierung zu stellen?“, unterbrach der Redakteur mit der gutturalen Stimme eines Opernsängers an einem Provinztheater die Gedanken des Regisseurs.

„Wie bitte?“, erkundigte sich Ludwig Rath überrascht und blickte dem Redakteur in das durch das dicke Make-up orangefarbige Gesicht.

„Wollten Sie damit das Publikum schocken, aufrütteln, auf dieses Tabu hinweisen?“, präzisierte der Reporter seine Frage.

„Ich bin deshalb überrascht“, erwiderte Ludwig Rath und hatte Mühe, all den Unmut zurückzuhalten, der sich im Verlauf dieses Abends in ihm aufgestaut hatte. „Ich bin deshalb überrascht, weil ich dachte, Sie als Kulturredakteur, Herr Hahn, kennen die Stücke, über die Sie berichten. Das Thema Inzest in der *Walküre* entspringt nicht der schmutzigen Fantasie des Regisseurs, es handelt sich dabei um eine originäre Erfindung Wagners, der in keiner Weise der harmlose ...“

„Das ist mir natürlich bekannt, aber ...“

Ludwig Rath ließ sich nicht unterbrechen. „Wagner“, fuhr er in beherrschendem Ton fort, „war durchaus nicht der treudeutsche Komponist, als den ihn Hitler sah und viele heute noch sehen wollen. Wagner war von Jugend an ein Mensch, für den keine Grenzen galten, der sich über alle Konventionen hinwegsetzte, nicht zuletzt in seiner engen Freundschaft mit König Ludwig II. Wagner selbst bezeichnete sich als Wotan. Ludwig nannte er seinen Siegfried.“

Das stumm geschaltete Handy, das der Regisseur im Sacko seines Smokings stecken hatte, begann zu vibrieren. Rath ignorierte es. Die nie enden wollende Flut von Anrufen in den letzten Tagen vor der Premiere, mit immer neu auftauchenden Katastrophenmeldungen, hatte ihn genug genervt. Sobald dieses verdammte Interview überstanden war, würde er sich etwas Ruhe gönnen, vielleicht sogar einige Tage verreisen. Oder in München, in der Wohnung, ausspannen. Obwohl ... Dort war seine Frau. Und Valerie, seine geliebte Valerie, war hier.

Er fühlte sich ausgelaugt nach der aufregenden Premiere, nach den enttäuschenden Reaktionen des Publi-

kums. Er hätte sich Zuspruch, Begeisterung erwartet, trotz der Befürchtungen in den letzten langen Nächten vor der Premiere, in denen er nur mit Schlafmitteln, von denen er eine immer höhere Dosis benötigte, trügerische Ruhe gefunden hatte.

„Ist das der Grund, warum Sie in Ihrer Inszenierung den *Kini* auftauchen lassen, in einer doch recht gewagten Szene?“, hörte er den Journalisten fragen.

„Kunst ist Wagnis. Wenn Kunst nichts riskiert, wird sie museal und stirbt“, entgegnete Ludwig Rath, ohne auf die Frage einzugehen. Er wollte weg von hier, raus aus dem dumpf riechenden Theater. Dazu kam noch, dass sich seit einigen Minuten eine Welle aufdringlichen Parfums schwer auf ihn legte. Ihm war übel geworden, er fürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren und hielt sich an einer der rau gepolsterten Sessellehnen fest.

Er beschloss, das Interview rasch zu beenden: „Am deutlichsten wohl drückt es Wagner selbst aus, der ein Abgehen von der Tradition, von der ewigen Wiederholung des Altbekanntes, fordert:

*Stets Gewohntes nur magst du verstehn:
doch was noch nie sich traf,
danach trachtet mein Sinn.*

Das war das Motto meiner Auseinandersetzung mit dem Werk Wagners und auch mit der Person König Ludwigs.“

Er verbeugte sich leicht vor dem Kulturredakteur und wollte abgehen, als er sich plötzlich Sätze sprechen hörte, die ihn selbst überraschten. Gedanken, die er lange Zeit in sich vergraben hatte, und die nun, da seine Kraft erschöpft war, aus ihm heraus brachen: „Wir müssen auch den Mut aufbringen, Leben und Tod des Königs nicht zu verniedlichen, sondern neu zu sehen, die Verschleierungen

und Lügen, die seine Biographie verhüllen, zu vermeiden.“

„Das heißt ...“

„Das heißt, dass ich es satt habe, Ludwig II. als Mörder und Selbstmörder zu sehen.“

„Sie haben sich intensiv mit dem *Kini* beschäftigt“, gab sich der Redakteur interessiert und ging mit dem Handmikrofon sehr nahe an Rath heran.

Dieser wich einen Schritt zurück, lehnte sich gegen die Balustrade der Loge und antwortete mit bemüht kräftiger Stimme: „Im Zuge meiner Arbeit an der *Walküre* recherchierte ich auch die Lebensumstände des Königs.“

Eine glatte Lüge. Warum er sich zu dieser Behauptung verstieg, war Rath selbst nicht klar. Er wusste so gut wie nichts über Ludwig II., abgesehen von den Erzählungen seines Wahnkells in der Kindheit.

Eine quäkend-raunzige Stimme unterbrach das Gespräch der beiden Männer: „Sie entschuldigen. Putzi und ich und natürlich meine verehrte Frau Mama warten jetzt schon seit einer Viertelstunde auf das Interview. Nicht dass wir ungeduldig wären, aber schließlich haben wir noch etwas anderes zu tun. Nicht wahr, Putzilein?“

Jetzt erst sah Ludwig Rath den mächtigen Mann mit dem gefärbten Oberlippenbart, den dunklen, dichten Augenbrauen und der schwarzen Perücke, der ungeduldig wippend hinter dem Reporter Aufstellung genommen hatte. Von ihm ging der überstarke Parfümgeruch aus, den Ludwig Rath schon seit einiger Zeit wahrgenommen hatte. Auf seinem rechten Unterarm hielt er einen Terrier, den eine rosarote Seidenmasche zierte. Hinter ihm stand eine dürre alte Frau im schwarzen Seidenkostüm, die ihren Sohn mit beachtlich lauter Stimme aufforderte: „Lass dich nicht abwimmeln, Nikki. Das bist du dem Andenken dei-

nes Vaters schuldig, mit dem wäre man nicht so umgesprungen, wie man das mit uns macht, einer armen, alten Frau und einem viel zu guten Jungen.“

„Ich bestehe darauf“, protestierte der Sohn, dessen vormals rosarote Gesichtsfarbe nun einen violetten Ton angenommen hatte.

„Entschuldigen Sie, Herr Waldmüller, aber Ludwig Rath ist immerhin der Regisseur der Oper.“

„Nicht nur er, auch ich hätte einiges zu sagen zu unserem *Kini*“, gab sich der Münchener Modehausinhaber beleidigt. „Ein Freund von mir, der junge Stefan, hat das Rätsel um unseren König ...“

„Schschsch ... Sei ruhig, Nikki. Das ist ein Geheimnis“, unterbrach ihn die Mutter zischend. „Dass du nie weißt, wann du reden und wann du schweigen musst. Man hat es nicht leicht, ein Kind großzuziehen“, wandte sie sich entschuldigend an Ludwig Rath und den Redakteur.

Dieser erklärte: „Herr Waldmüller ist ein so treuer Anhänger unseres *Kinis*, dass er dessen Frisur nachempfiehlt.“

Ludwig Raths Blicke schweiften ratlos vom Sohn zur Mutter und retour. Nikolaus Waldmüller hatte offenbar den Haarstil seiner Frau Mama kopiert, oder es war umgekehrt. Eine Ähnlichkeit mit König Ludwig konnte er bei aller Fantasie nicht entdecken.

„Schon deinem Herrn Papa war unser verehrter König wichtig gewesen, Nikki“, greinte die Mutter im Hintergrund, während sie *Papa* näselnd auf der zweiten Silbe betonte. „Sag es ihm, dem Ignoranten.“

„Schon meinem Herrn Papa war König Ludwig ...“, begann der gehorsame Sohn, doch Ludwig Rath unterbrach ihn: „Sie tragen die Perücke tatsächlich dem Märchenkönig zu Ehren?“

Diese Frage hätte er besser unterlassen, sie empörte den korpulenten Mann.

„Perücke, pah, was für ein Affront! Komm, Putzi, wir gehen! Das haben wir wirklich nicht nötig, nicht wahr, Mama?“

Mit diesen Worten rauschte der Mann samt Terrierhündin und Mutter davon. Sein Duft jedoch blieb schwer über dem Regisseur hängen.

„So könnte man sich einen gealterten Ludwig vorstellen“, meinte der Mann vom TV.

„Wenn man sich das überhaupt vorstellen will“, brummte der Regisseur.

Während der Taxifahrt vom Festspielhügel zum Hotel in der Bahnhofstraße, von wo er seine Frau abholen wollte, dachte Ludwig Rath, dass er sich tatsächlich mit König Ludwig, dem finanziellen Retter Richard Wagners, auseinandersetzen sollte. Eines Tages. Eines hoffentlich nicht allzu fernen Tages. Ohne Stress, ohne Ärger.

Er erinnerte sich an den Handyanruf während des Interviews und hörte die Mobilbox ab. Vielleicht war es seine Frau, die aus München zur Premiere angereist war und nun im Hotel auf ihn wartete. Sie sollte ihn zur Feier begleiten.

„Sie werden für den Schund büßen, mit dem Sie unseren König in den Schmutz gezerrt haben.“ Die Nachricht stammte von einem Mann mit leicht bayerischem Akzent, dem offenbar Raths Geheimnummer bekannt war.

Ludwig Rath verstaute missmutig das Handy in seinem Sakko.

„Sie werden für den Schund büßen, mit dem Sie unseren König in den Schmutz gezerrt haben.“

Der noch festlich gekleidete Mann war während des Telefongesprächs in seinem Zimmer hin und her gegangen. Bewegung half, innere Unruhe in Energie zu wandeln.

Er blickte in den von Straßenlaternen erhellten Park gegenüber dem Hotel. Auch hier hatte die Miniermotte die Blätter der Kastanienbäume frühzeitig verdorren lassen. Ein trauriger Anblick an einem traurigen Abend.

Der Regisseur hatte absolut nichts verstanden von dem, was Wagner bewegt hatte, den *Ring* zu schaffen. Unfähig, in die Tiefe zu blicken, zwischen den Zeilen zu lesen, hatte sich der Mann selbstverliebt an der Oberfläche verfangen und nach vordergründigen Bildern gesucht, die er breit und bunt auf die Bühne geschmiert hatte.

Schmiere, Schmierentheater, das vorgab, zeitgenössisch zu sein.

Was für ein makabrer Fehlgriff, die Weltenesche zu einer Jahrmarktattraktion herabzuwürdigen, um bei den Zuschauern einen kurzen Moment des Schauderns auszulösen! Ohne tieferen Sinn, ohne Blick auf das Ganze. Der mythische Baum entweiht, geschändet.

Wie die Rosskastanien in dem kläglichen Park, der noch dazu beider Namen trug, den des großen Königs und den des kleinen Regisseurs: Ludwig.

Letzten Endes sollte ihm das gleichgültig sein. Er war kein Kunstkritiker, er war aus einem anderen Grund gekommen. Einer der Schwäne hatte ihn vorgewarnt, hatte ihn verständigt, dass der Regisseur, so unbedarft er war, die Wahrheit kannte. Ihm schienen Dokumente Peter Fischers zugänglich zu sein, nach denen sie lange gesucht hatten.

Die Provokation der Inszenierung richtete sich bewusst gegen die *Schwarzen Schwäne*, und damit gegen ihn. Der Günstling Peter Fischers prahlte mit seinem Wissen, um

ihn aus der Reserve zu locken. Eine Kriegserklärung, die er gerne annahm. Das sollte dem Mann bewusst sein, darum hatte er ihn kontaktiert, ohne seine Stimme zu verstellen. Sie würden einander, wenn überhaupt, nur ein einziges Mal persönlich begegnen. Und dieses eine Mal würde für Rath das Ende bedeuten.

Er brachte König Ludwig ins Spiel, obwohl dieser in der *Walküre* nichts zu suchen hatte. Und er machte Andeutungen über dessen Herkunft. Dahinter steckten Plan und Absicht.

Nun hieß es, ruhigen Kopf und ruhige Hand zu bewahren, genau hinzusehen, den Mann in ständiger Beobachtung zu halten und vor allem die Quellen seines Wissens ausfindig zu machen. Diese waren, so wie sämtliche Mitwisser, ehestens zu neutralisieren, bevor der Schneeball zur Lawine anwuchs.

Es ging dabei um König Ludwig, um die Ehre des bayerischen Königshauses, jawohl, aber auch um den *Schwarzen Schwan* und seine Anhänger. Und für diese trug er die Verantwortung.

Peter Fischer hatte geglaubt, einen Feldzug gegen ihn führen zu müssen und immer wieder mit Enthüllungen gedroht. In seinem Archiv hatten die jungen Schwäne zwar nichts Wesentliches gefunden. Aber womöglich hatten sie nicht gründlich genug gesucht. Sie standen erst am Anfang ihrer Ausbildung.

Er musste das selbst in die Hand nehmen, das Archiv noch einmal Blatt für Blatt durchgehen.